

Ein hartes Schicksal

Autor(en): **Haggenmacher, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Sie machen Scherze und protestieren; allein unsere Generation wird nicht vorübergehen, ohne den Krieg gesehen zu haben.“ *)

Dein Friede.

Verrauscht der Tag! Im Tale
Schon alles schweigt und ruht.
Die ernstesten Berge glänzen
In letzter Abendglut.

Wie heimliche Gedanken
Leis flüstert noch der Wind. —
Die kleinen Vöglein alle
Zur Ruh gegangen sind.

Die lichten Abendwolken
Um klaren Himmel geh'n —
Umschweben leis die Berge,
Erglühn, — und verwehn!

In dieser heiligen Stille
Denk' ich in Liebe Dein. —
O, könnt' ich doch Dein Friede
Und Deine Ruhe sein!

Elilian Degen, Bern.

Ein hartes Schicksal.

Von Prof. D. Gaggenschmager.

I.

Es ist am 16. Januar 1916, im Südpolsummer. Droben auf der Hochfläche der Gletscherlager, die wie ein starrer Mantel die Gebirge und Meere am Südpol bedecken, ziehen in einer Höhe von 3000 Metern bei grimmiger Kälte und wildem Schneetreiben fünf Männer mühselig den Schlitten hinter sich her, auf dem ihr Zelt und ihr Proviant verpackt liegen. Sie führen ein heldisches Unternehmen aus, der Kapitän R. Scott von der englischen Marine, der schon mehrfache Fahrten im südlichen Eismeer bestanden hat und nun auch diese Unternehmung leitet; sodann der Arzt der Expedition, Dr. Wilson; ferner Marineleutnant Bowers, Deckoffizier Evans und Rittmeister Dates. Sie nahmen sich vor, als die Ersten den Fuß auf den Südpol des Erdballs zu

*) Aus: Im Dienst der Waffen, von Robert de Traz. Autorisierte Übersetzung von Dr. Max Fehr. — Inhalt: Im Dienst der Waffen. — Der Befehlsgang. — Auf Patrouille. — Infanterie-Leutnant. — Junge Kräfte. 166 Seiten, 8° Format, geheftet Fr. 3, in Pappband geb. Fr. 3.80. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. — Das Buch von Robert de Traz: „L'Homme dans le rang“, das zweifellos zu den wertvollsten Erscheinungen auf dem neuzeitlichen Büchermarkt der welschen Schweiz gehört, ist nun erfreulicherweise auch den deutschschweizerischen Lesern nähergebracht worden. Die von Dr. Max Fehr besorgte Übersetzung wahrt durch Klarheit, Präzision und Eleganz der Sprache bestmöglich den vornehmen literarischen Charakter des Originalwertes. Das schweizerische Militärleben erfährt durch de Traz eine an Geist und Gemüt überaus reiche Schilderung, die sich wiederholt, doch ohne jede Aufdringlichkeit, zur Verherrlichung der Selbstdisziplin des Bürgers in der Republik erhebt. Wie Prof. E. Bobet seinerzeit in „Wissen und Leben“ geurteilt hat, findet man hier „das echteste Schweizerheer in seiner stolzen Eigenart, wo die Erziehung in der Kaserne auch die Erziehung zum Bürgerleben ist.“ Goldlauterer Vaterlandsliebe, verbunden mit feiner psychologischer Beobachtungsgabe und hohem künstlerischem Takt, ist dieses Buch geglückt, das wie kein zweites würdig ist, sowohl auf deutschschweizerischem wie auf welschem Boden ein Freund und Berater des Wehrmannes und aller derjenigen zu werden, denen die geistige und moralische Hebung unseres Wehrwesens am Herzen liegt.



Grossvaters Mussestunden. Nach dem Gemälde von H. Kardos.

setzen. In der Nacht vom 15. Januar hat Scott in sein regelmäßig geführtes Tagebuch geschrieben: „Ein wunderbarer Gedanke, daß nur noch zwei lange Marsche uns an den Pol bringen werden. Nur noch lumpige 50 Kilometer! Wir müssen hinkommen, koste es, was es wolle!“ Lumpige 50 Kilometer! So kann eben nur der sich ausdrücken, der mit seinen Marschgefährten nun schon 1400 Kilometer Wanderung über Schnee und Eis vom Meeresstrande an bis hinauf in diese Höhen zurückgelegt hat, unter gewaltigem Aufwand von Willensstärke und Tatkraft. Wahrlich, es war kein angenehmer Spaziergang, dieser vielwöchige Marsch vom Winterlager auf der Rossinsel bis hieher.

An die Rossinsel mit ihrem immer tätigen, gewaltigen, gletscherumgürteten Vulkan Erebus stößt eine mächtige, Hunderte von Kilometern sich erstreckende hohe Eiswand, die „Eisbarriere“, die den südlichsten Teil des Rossmeeres beständig überdeckt. Sie bildet den Ausläufer der riesigen Gletscher, die sich bald in welligen Hochflächen, bald in wild zerklüfteten Abstürzen vom Hochgebirge des Südpolarlandes ins Meer hinabsenken und in dessen Fluten hinauschieben, wo sie dann unter den Druckbewegungen von Ebbe und Flut „falben“, das heißt abgebrochene Stücke als mächtige Eisberge nach wärmeren Meeresstrichen entsenden. Über diese Eisbarriere brach Scott nach langer sorgfältiger Vorbereitung während des vorangegangenen Winters anfangs November mit derjenigen Abtheilung der ganzen Expedition auf, deren Aufgabe die Erreichung des Südpoles war.

Wenn die fünf Männer nun, nur noch „lumpige“ 50 Kilometer vom Ziel, einen Blick werfen auf die zurückgelegte Wegstrecke, welche eine Summe von Arbeit, Mühsal, Gefahren und harten Erlebnissen liegt hinter ihnen. Schon die Wanderung über die Eisbarriere bis zum Beardmoregletscher forderte hohe Anstrengung. Qualvolle Hindernisse im Vorwärtstommen bereiteten die sogenannten Sastrugi, scharfe mit harten Eiskristallen gezähnte Kanten und Rämme von Furchen, die die Stürme in Schnee und Eis gruben. Es ist ein Wandern darüber wie über die Kniee penitente, den berühmten „Büßerschnee“ in den Anden Südamerikas. Die Motorschlitten, auf die Scott viel Vertrauen gesetzt hatte, bewährten sich nicht nach Wunsch, auch nicht, wenigstens auf die Dauer, die Ponys, die als Zugtiere hauptsächlich zur Ausrüstung von Depots, Aushilfestationen, verwendet wurden. Sie mußten ziemlich bald geschlachtet werden. Die Schwierigkeiten am Beardmoregletscher zwangen zum Verzicht auf die weitere Mitarbeit der Hunde. Welche aufreibende Mühsal, die Überwindung der steilen Wände, der Spalten und Schründe des Beardmoregletschers mit den beladenen Schlitten; welche Strapaze, die Wanderung in Schneestürmen, deren Kälte die Knochen bis auf die Mark durchschauerte und deren Gewirbel jede Umschau verhinderte! Welche Sorge, wenn Orkane drei und mehr Tage lang zur Untätigkeit ins Zelt bannten und damit kostbare Zeit raubten, die doch zur Erreichung des Zieles und zur Rückreise unentbehrlich und ohnedies schon knapp genug bemessen war!

Seit dem 4. Januar sind die fünf Männer allein. Das Vorwärtstommen zu erleichtern, hat Scott die andern, die noch bis auf das Hochplateau mitzogen, entlassen. Und heute nun, am 16. Januar erfüllt die Tapfern, obgleich der eine und andere schon eine deutliche Schwächung seiner Kräfte spürt, neuer Mut: das Ziel ist ja nahe. Nur e i n e Sorge beschleicht sie für

Augenblicke, besonders den Führer Scott, während des mühsamen Schlittenziehens. Hat denn nicht Scott gestern abend seinen Tagesbericht mit den Worten geschlossen: „Jetzt schreckt mich nur noch die eine furchtbare Möglichkeit, daß die norwegische Flagge vor der unsern dort flattern könnte.“ Er weiß ja, daß der Norweger Amundsen, den ein Mitglied der Expedition am Ostrande der Eisbarriere getroffen hatte, nach demselben Ziele strebte wie er, daß also ein gleichzeitiger Wettlauf nach dem Pole stattfand, und zwar für den Norweger auf wahrscheinlich um etwa 200 Kilometer kürzerem Wege. Er bedenkt auch, daß die Ungunst der manchmal so sturmvollen Witterung ihn kostbare Tage nutzlos hat verlieren lassen. Doch zurück jetzt, ängstliche Gedanken! Und vorwärts, vorwärts!

Im Zeltlager schreibt Scott abends in sein Tagebuch: „Wir machten am Vormittag einen guten Marsch... und brachen am Nachmittag in sehr gehobener Stimmung auf; denn wir hatten das sichere Hochgefühl, morgen unser Ziel zu erreichen.“

Nach der zweiten Marschstunde entdeckten Bowers scharfe Augen etwas, das er für ein Wegzeichen hielt; es beunruhigte ihn, aber schließlich sagte er sich, es werde wohl ein Sastrugus sein. In wortloser Spannung hasteten wir weiter — uns alle hatte der gleiche Gedanke, der gleiche furchtbare Verdacht durchzuckt, und mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Eine weitere halbe Stunde verging — da erblickte Bowers vor uns einen schwarzen Fleck! Ein natürliches Schneegebilde war das nicht — konnte es nicht sein — das sahen wir nur zu bald.

Geradewegs marschierten wir darauf los, und was fanden wir? Eine schwarze, an einem Schlittenständer befestigte Fahne! In der Nähe ein verlassenener Lagerplatz — Schlittengeleise und Schneeschuhspuren kommend und gehend — und die deutlich erkennbaren Eindricke von Hundepfoten — das sagte alles! —

Die Norweger sind uns zuvorgekommen — Amundsen ist der erste am Pol.

Eine furchtbare Enttäuschung! Aber nichts tut mir dabei so weh, als der Anblick meiner armen, treuen Gefährten. All die Mühsal, all die Entbehrung, all die Qual — wofür? Für nichts als Träume — Träume über Tag, die jetzt — zu Ende sind. —

Morgen müssen wir zum Pol — und dann mit der äußersten Schnelligkeit, die wir unsern Kräften abpressen können, zurück! Wir steigen jetzt abwärts — gewiß haben die Norweger auch einen leichten Weg hinauf gefunden!

An Ruhe war in dieser Nacht nicht zu denken! Schon die Aufregung ließ uns nicht schlafen, die Aufregung über die Entdeckung — des schon entdeckten Pols! Alle Gedanken, die in uns aufstiegen, alle Worte, die fielen — alles endete mit dem Einen furchtbaren: Zu spät! Und als es dann stille wurde im Zelt — da brüteten wir gewiß alle über der einen finstern Vorstellung: *Mir graut vor dem Rückweg!*“

II.

Als Scott am folgenden Tage mit seinen Gefährten bei dem Zelte eintraf, das Amundsen beim Südpol zurückließ, und bei dem Wahrzeichen, das der Norweger unweit vom Zelte genau auf der Erdachse aufrichtete, da mußte ihm zu Mute sein, wie einem Heerführer, der um ein wenig zu spät mit

seinen Truppen auf dem Schlachtfelde eintrifft, wo sein Mittelfeldherr schon den Sieg errang. Immerhin durfte er doch auch auf einen schönen eigenen Sieg zurückblicken. Denn es war doch ein solcher, diese Überwindung der ungeheuren Schwierigkeiten und Hindernisse, die feindliche Naturgewalten den fünf Männern entgegenstellten. Sie verbissen ihren Schmerz mannhafte, wie schon am Tage vorher, an dem sie sich den Appetit nicht hatten rauben lassen, wie ja Scott bezeugt: „Trotz unsers Ingrimms und Kummerz haben wir ein fettes Polarragout verspeist und fühlen uns innerlich ganz behaglich — als Extraspeise gab es eine Tafel Schokolade und den ungewohnten Genuß einer Zigarette, die Wilson mitgebracht hatte.“

In Amundsens hübschem, kleinem aber festen Zelte findet sich ein Brief des Entdeckers an König Haakon. Scott steckt ihn zur Besorgung zu sich. In ihrem Lager, das sie das Bollager nennen, errichten die Fünfe nun Wegzeichen, hissen die englische Flagge und photographieren ihre Gruppe — „alles eine mächtig kalte Arbeit“. Im Tagebuch vom 18. Januar heißt es: „Wir haben jetzt dem treulosen Ziel unseres Ehrgeizes den Rücken gekehrt. Vor uns liegt eine Strecke von 1500 Kilometern mühsamer Wanderung — 1500 Kilometern trostlosen Schlittenziehens — 1500 Kilometern Entbehrung, Hunger und Kälte. Wohlan! Traum meiner Tage — lebwohl!“

Das Grauen vor dem Rückweg ist nur zu berechtigt, wie es sich zeigt, wenn wir die kleine Schar auf ihm begleiten. Zunächst gilt es wieder den Aufstieg zur Höhe des Kammes der unermesslichen Eishäube, von der sie bei 3200 Meter zum Pole (2900 Meter) allmählich abwärts gelangt waren. Ein hartes Stück Arbeit, dieser Aufstieg; denn einige unter ihnen spüren doch deutlich, daß die Reise zum Pol ihre Leistungsfähigkeit stark mitnahm. Und doch ist es nicht so hart wie das, das ihrer noch auf der Eishochfläche oberhalb des Beardmoregletschers, dann in den Schründen und Labyrinth dieses Eisstromes und zuletzt unten auf der Barriere wartet. Mehrere Wochen dauert diese Wanderung durch die trostlose Einöde. Es zehrt an der Lebenskraft, dieses Ziehen am Schlitten, ob heute die Sonne scheint und den Schnee aufweicht, daß er sich hindernd an den Füßen und Schlittenkufen anklumpt, oder ob ihn wütende Orkane in körnigen klebrigen Sand verwandeln. Die Sastrugi gestalten oft auf weite Strecken hin das Wandern ganz schrecklich. Wo der Gletscher zur Niederung abfällt, geht es beim häufigen Einbrechen in Spalten ohne Verletzungen nicht ab. Scott zerschlägt sich einmal hart die eine Schulter, Evans erleidet eine Hirnerschütterung. Das Aufsuchen der früheren Wegspuren raubt manche Stunde Zeit und läßt die Kilometerzahl nicht erreichen, deren Zurücklegen täglich zum sicheren Erreichen des Winterlagers auf der Rossinsel erforderlich ist. Und so gesellt sich denn, wenn sie den Schlitten mühsam durch die Schneewüste ziehen, immer unabweislicher eine düstere Begleiterin zu ihnen: die Sorge, seelische Qual zu der leiblichen erfrorener Gliedmaßen. Evans Frostbeulen an den Händen schwären, Wilson erfriert der eine Fuß; die mit dem Kürzerwerden des Tages steigende Kälte zerfetzt allen die Gesichtshaut. Scotts Tagebuch berichtet am 6. Februar: „Die Lebensmittel sind knapp, und das Wetter ist unsicher — die Stunden am Tage mehren sich, wo ich die quälende Besorgnis nicht abschütteln kann! Wir sind heute nicht so weit vorgerückt, wie ich erwartete. Die meiste Sorge macht mir Evans. Seine Wunden eitern, seine Nase sieht sehr übel aus, und manche Anzeichen verraten, daß seine Kraft zu Ende ist... Jetzt

sind wir 21 Tage auf dem Rückweg — haben also seit 7 Wochen in niedriger Temperatur und bei fast unaufhörlichem Sturme zugebracht.“

Und „Weiter, unermüdet weiter, so gut es eben noch gehen will!“ lautet die unerbittliche Losung. Sonst gibt es keine Aussicht auf Rettung. Welch' erquickende Ermunterung, wenn nach angestregten, die Kräfte verzehrenden Märschen wieder eines der Depots erreicht ist, die auf der Reise nach dem Pol und schon vorher angelegt wurden. Da fand sich wieder Vorrat für einige Tage. Es war so dringend nötig; denn neben der Begleiterin Sorge ging schon ein noch düstererer Begleiter einher, der Hunger. Das Tagebuch sagt am 14. Februar: „Eine furchtbare Tatsache, aber unleugbar: wir können nicht mehr gut marschieren; wahrscheinlich keiner von uns. Wilsons Bein schmerzt noch, und er wagt sich nicht mehr auf die Schneeschuhe. Aber am schlimmsten steht es mit Evans. Heute morgen entdeckten wir plötzlich eine riesige Beule an seinem Fuß, und auf dem Marsche mußten wir ihm die Steigeisen immer wieder zurecht schieben — lange kostbare Minuten, die wir nicht wieder einbringen können... Er ist hungrig, und Wilson auch. Aber wir dürfen es nicht wagen, mehr Lebensmittel zu verbrauchen, und ich, gegenwärtig Koch, bringe immer etwas weniger als die ganze Ration auf den Tisch. Wir sind schlaff und langsam bei der Lagerarbeit — das gibt neue Verzögerungen. Ich habe heute abend den andern eindringlich zugesprochen — hoffentlich wird es nun besser damit.“ Und am 16. Februar: „Wir sind in entsetzlicher Aufregung: unser Evans scheint geistesgestört. Der sonst so selbstbewußte Mann ist ganz verändert; heute morgen und auch heute nachmittag ließ er auf einmal unter lächerlichen Vorwänden haltmachen. Wir leben von knappsten Rationen, und bis morgen abend müssen unsere Lebensmittel reichen. Mehr als 18 oder 22 Kilometer kann es nicht mehr bis zum nächsten Depot sein. Aber das Wetter ist uns in jeder Weise feindlich. Nach dem zweiten Frühstück waren wir in Schneeflocken eingehüllt... Ereignisse wie die heutigen werden wir zeitlebens nicht vergessen. Vielleicht wird alles noch gut, wenn wir unser Depot morgen ziemlich früh erreichen. Aber mit dem kranken Mann unter uns —? — Doch wozu sich über noch ungeschehene Dinge aufregen? Die Minuten zum Schlaf sind uns abgezählt — ich kann nicht mehr schreiben.“

Vorwärts, weiter, weiter! Wie mit Peitschen treibt die Not die Männer über die graue Einöde hin. Der folgende Tag bringt bei klumpigem Schnee furchtbare Anstrengung. Der arme Evans bleibt trotz langsamem Marsches immer wieder zurück. Damit er nachkommen kann, wird das Zeltlager vorzeitig aufgeschlagen. Ein Blick aus dem Zelte zeigt den Kranken noch in weiter Entfernung. Die vier Genossen gehen ihm entgegen und finden ihn, entsetzt über sein Aussehen, auf den Knien, mit erfrorenen Händen, mit wildem Blicke. Schlepptenden Tones antwortet er auf Scotts Frage, was ihm fehle, er wisse nicht, was ihm sei, aber er habe wohl einen Ohnmachtsanfall gehabt. Er kann nicht weiter gehen. Dates bleibt bei ihm, während die andern den Schlitten holen. Auf diesem gelangt er bewußtlos zum Zelte. Da verfällt er in tiefen Schlaf und erwacht nicht wieder. Der Tod ist mit ihm ins Lager gekommen. Nachts halb 1 Uhr ist der brave treue Mann, über dessen Lippen auch während der schwersten Stunden der Fahrt keine schwächliche Klage floß, von seinen Leiden erlöst. Schmerzlich beweint müssen ihn die andern um ihrer eigenen Rettung willen zurücklassen. Sie

brechen auf und gelangen erschöpft zum untern Gletscherdepot. Hier finden sie Fleisch von den Ponys, die auf der Reise zum Pol geschlachtet werden mußten. Ein köstliches Labfal. Neues Leben und neuer Mut erwacht bei der reichlichen Nahrung in den vier Gefährten.

Und weiter, weiter!, so schauerhaft auch das Eis auf der Barriere sich gestaltet. Die Kälte steigert sich bis auf 40 Grad unter Null. Das Nahrungsbedürfnis wächst. Es geht den Vierern, wie allen Polreisenden, die auf schmale Kost gesetzt sind: sie malen sich in ihrer Unterhaltung prächtige Mahlzeiten aus, an deren Gerichten sie sich satt essen und für den erlittenen Mangel entschädigen werden. Im nächsten Depot finden sie nur wenig Vorrat, zumal — das ist das Ärgste, — zu wenig Öl für den Primus, die Kochmaschine. Und es ist noch so weit bis zu dem großen Hauptdepot, dem sogenannten Ein-Sonnen-Lager, am 11. März noch 102 Kilometer. Und die höchste Marschleistung an einem Tage beträgt nur 11 Kilometer statt wenigstens 22, und bald noch weniger. Auch Dates ist jetzt so krank. Ihn hat der Tod, seit Evans Hinschied der unsichtbare Weggenosse der vier Männer, zum nächsten Opfer ausersehen. Am 10. März fragt Dates den Dr. Wilson, ob er noch genesen könne. Wilson muß so tun, als ob er es glaube. In Wahrheit gab es keine Hoffnung mehr. „Und ob wir andern durchkommen? Im besten Fall können wir noch eine Weile ein Hundeleben führen, aber mehr nicht. Unsere Kleider sind so vereist, daß wir sie kaum mehr an- und abziehen können,“ schreibt Scott am 10. März. Und am nächsten Tage: „Dates ist seinem Ende nahe. Was wir tun werden, was er tun wird, weiß Gott allein. Wir besprachen die Sache nach dem ersten Frühstück; er ist ein tapferer, guter Mensch und klar über seine Lage, aber er fragte uns tatsächlich um Rat. Was konnten wir ihm anders sagen, als ihn dringend bitten, so weit mit uns zu marschieren, als er irgend fortkäme. Ein gutes Resultat hatte aber diese Beratung: ich befahl Wilson energisch, uns die Mittel zur Beendigung unserer Qual auszuhändigen, damit jeder wisse, was er im Notfall zu tun habe. Wilson blieb keine Wahl, wenn er nicht den Medizinkasten von uns geplündert sehen wollte. Wir haben jetzt jeder 30 Opiumtabletten, und er hat eine Tube Morphium behalten. Unser Schicksal geht tragisch aus.“

Einige Tage noch schleppt sich Dates weiter, taumelt nach Abschlag seiner Bitte, ihn auf offenem Wege im Schlaffack zurückzulassen, noch einige Kilometer weit mit und sinkt dann im nächsten Zeltlager zusammen in der Hoffnung, nicht mehr zu erwachen, mit seinen letzten Gedanken bei seiner Mutter und in der Überzeugung, daß sein Regiment sich über den Mut freuen werde, mit dem er dem Tod entgegen gehe. Aber am Morgen erwacht er noch einmal. Draußen tobt ein Orkan. „Ich will ein wenig hinausgehen,“ jagt er, „und bleibe vielleicht eine Weile draußen.“ So tut er trotz der Einsprache der andern, — und die Kameraden sahen ihn nicht wieder.

Aber an diesem zweiten Opfer ist dem Knochenmann mit Stundenglas und Hippe noch nicht genug. Er zieht mit den Überbliebenen weiter. Sie spüren seine Nähe. Ein unheimliches Frösteln durchschüttelt auch bei den Anstrengungen des Marsches ihre Glieder. Sie laufen Gefahr zu erfrieren. Browers und Wilson „tun überaus heiter“, in vorgeschütztem Humor. Alle drei reden davon, da sie sich doch noch ans Rettungsziel durchringen, und glauben doch nicht daran. Sie spannen den Rest ihrer Kräfte vor den Schlit-

ten, auf dem sie, der Wissenschaft zu dienen, noch 16 Kilogramm Gesteinsarten von den Moränen des Beardmoregletschers mitschleppen. Bowers ist noch der gesündeste. Scott und Wilson leiden an erfrorenen Zehen und Füßen; aber sie quälen sich unendlich mühsam weiter und müssen dabei, weil das Öl ausging, bei einer Kälte von 40 Grad und mehr mit kaltem Essen vorlieb nehmen. Am 21. März trennen nur noch 20 Kilometer sie vom großen Hauptdepot. Ja, wenn sie das noch erreichten, dann wären sie gerettet; aber ach, die vielen Verzögerungen durch die Orkane haben es verunmöglicht. Und, — o grausame Ironie des Schicksals —: zehn Tage vorher gelangten noch zwei Männer der Abteilung, die Scott am weitesten nach dem Pole begleiteten und dann von ihm zurückgeschickt wurden, vom Winterlager aus mit Hundeschlitten nach dem Ein-Sonnen-Lager und legten dort für Scott und seine Begleiter Proviant nieder, der gut auf einen ganzen Monat hinaus gereicht hätte. Die beiden hatten keine Ahnung, daß nur wenige Tagereisen weit die vom Pol Zurückkehrenden dem Tode sozusagen langsam entgegenwankten. Sie nahmen sich auch vor, ihnen von diesem Depot aus entgegen zu ziehen, wurden aber durch dieselben Orkane abgehalten, unter denen Scott und seine Gefährten so schrecklich litten. Sie warteten noch einige Tage auf diese — umsonst. Nach der Rückkehr der beiden zur Rossinsel beschlossen Atkinson und Keohane trotz dem schon eingekehrten Winter noch einen Rettungsversuch, ein sehr gewagtes Unternehmen. Es scheiterte; die Kühnen mußten nach schrecklichen Erlebnissen sturmumtobt auf halbem Wege umkehren. Dabei erfüllte Atkinson am selben Tage, an dem Scott und seine Gefährten dem Tode erlagen, die niederschlagende Überzeugung, die Unglücklichen leben nicht mehr. Es war, als hätten es ihm ihre Geister zugeflüstert.

Nur noch 20 Kilometer vom rettenden Ziele weg, die drei Armen! Es ist vielleicht, wenn das Wetter einigermaßen günstig bleibt, möglich, es doch noch zu erreichen. Aber den letzten Hoffnungsschimmer verscheucht wieder ein wütender Orkan, der, schon tags zuvor ausgebrochen, Tag und Nacht unausgesetzt weiter tobt, so daß Wilsons und Bowers Entschluß, voranzugehen und Lebensmittel vom Depot zu holen, unausführbar bleibt. Das Unwetter hält sie im Zelt gefangen. Scott schreibt Abschiedsbriefe an Mutter und Gattin, an Freunde und militärische Vorgesetzte. Der Eintrag ins Tagebuch vom 29. März lautet: „Seit dem 21. März hat es unaufhörlich aus Westsüdwest und Südwest gestürmt. Wir hatten am 20. noch Brennstoff (Spiritus), um jedem zwei Tassen Tee zuzubereiten, und trockene Kost auf zwei Tage. Jeden Tag waren wir bereit, nach dem nur noch 20 Kilometer entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor dem Zelttor ist die ganze Landschaft ein durcheinander wirbelndes Schneegestöber. Ich glaube nicht, daß wir jetzt irgendwie auf Besserung hoffen können, aber wir werden bis zum Ende ausharren; freilich werden wir schwächer, und der Tod kann nicht mehr ferne sein. Es ist ein Jammer; aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann.“

Wer will es sich ausdenken, was die drei Männer noch zusammen empfangen, litten, bis Scott als seine letzten Worte hinschrieb: „Um Gottes willen — sorgt für unsere Hinterbliebenen,“ und bis der Tod durch Hunger und Kälte die Herzen der Tapfern zu bezwingen vermochte? Fürwahr, ein grausam hartes Geschick: unter unerhörten Mühsalen ein großes Ziel errei-

chen in der Hoffnung, zuerst an ihm zu sein, und dann erleben, daß ein anderer um kurze Zeit zuvorgekommen, und nachher unter furchtbaren Mühsalen das Ziel der Rettung nahe sehen und doch davor sterben müssen. Wir aber, die wir am häuslichen Herde von solchem Schicksal lesen, fühlen uns gesichert und danken es unserem eigenen, daß es uns vor ähnlicher furchtbarer Enttäuschung und ähnlichem furchtbarem Ausgange bis dahin freundlich bewahrt hat. Es ist so schön, geborgen zu sein am häuslichen Herde.

Erst im folgenden Südpolar sommer, acht Monate später, konnte eine neue Expedition die Verunglückten auffuchen. Sie fand sie am 11. November in dem im Schnee fast vergrabenen Zelte. Wilson und Bowers lagen in ihren Schlafsäcken, die sie über dem Kopf geschlossen hatten, Scott im Schlafsack mit aufgeschlagenen Klappen, mit geöffnetem Kocke, den Arm um Wilson geschlungen, unter dem Kopfe die Tasche mit den Tagebüchern. Nach Verrichtung eines Gebetes türmten die Teilnehmer der Expedition einen mächtigen Schneehügel über den drei Leichen, rammten auf ihm ein schlichtes, aus Schneeschuhstäben gefertigtes Kreuz ein und befestigten an einer Bambusstange eine Metallkapsel mit Urkunde darin. Auch den unglücklichen Oates, der im Schneesturm dem Tod entgegenging, suchten sie, doch vergeblich. Da, wo sie sein Grab nahe im hohen Schnee vermuten konnten, errichteten sie auch ein schlichtes Kreuz und hinterließen sie ein Merkmal mit einer Metallkapsel.

Ruhmvoll haben die fünf Männer um ein hohes Ziel gerungen und gelitten und mit Würde haben sie ihr grausames Schicksal getragen. Helden sind sie gewesen, so herrlich und des Nachruhmes ebenso wert, wie Helden auf blutgetränkten Schlachtfeldern.

Wie klein, wie ohnmächtig ist doch der Mensch bei all seiner Erkenntnis, Wissenschaft und rechnerischen Kunst gegenüber den Gewalten der Natur, und er wird es in gewissem Maße in alle Zukunft bleiben. Und doch wieder nichts Gewaltigeres auf Erden, als der Mensch, wenn er mit Einsatz all seiner geistigen und leiblichen Kräfte die Natur zwingt, ihm bis dahin unentschleierte Geheimnisse zu offenbaren.

Scotts und der Seinen Werk ist doch nicht umsonst gewesen. Ihr Schicksal aber erinnert an die schönen Verse Melchior Meyrs:

„Wenn wir in urgewalt'gem Streit
die großen Menschen sehn
aus innerster Notwendigkeit
dem Tod entgegengehn,
da möchten wir dem Heldenschwung
in des Geschickes Zwang
zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!“

„Woher diese Unart?“

„Es ist wahr, meine Kinder sind jetzt im lieblichsten Alter, man muß es wohl noch recht genießen; später, wenn einmal die Unarten anfangen, der schlechte Einfluß der Schulkameraden sich geltend macht — ach, es soll nicht immer erfreulich sein für die Eltern, all dem Unkraut wehren zu müssen, das da ohne unsere Schuld aufschießt.“ — Ja, ich glaube, meine Freundin